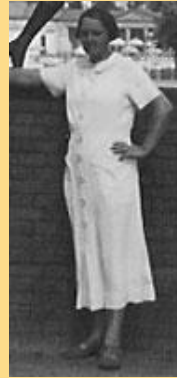


Schulbesuch von Schaustellerkindern am Beispiel meiner eigenen Familie

Meine Eltern stammten beide aus Schaustellerfamilien, die sich bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts zurückverfolgen lassen.

Die Eltern meiner Mutter (Jahrgang 1902) reisten mit Schiesswagen meist im Kölner Raum. Sie wohnten zunächst mit zwei Kindern im Wohnwagen. Später kamen noch zwei weitere hinzu. Meine Mutter und ihr Bruder fuhren jeden Morgen mit der Straßenbahn nach Köln-Sülz in die Volksschule.



Maria und Josef Milz 1930er Jahre



Wenn von den Eltern weit entfernte Kirmesplätze angefahren wurden, blieben die Kinder für ein paar Tage bei einer Tante in Köln-Sülz.

Meine Großmutter legte Wert auf ein gepflegtes Aussehen, ein gemütliches Zuhause, auf Kultur und Schulbildung ihrer Familie.

1931 Oma Mimi, meine Mutter, Onkel Werner und Herbert Meyer

Die Lehrerin meiner Mutter empfahl, diese wegen ihrer konstant guten Noten, unbedingt auf das Lyzeum zu schicken. Meine Großmutter hielt es aber nicht für angebracht, dass ein Schaustellerkind eine „Höhere Schule“ besuchen sollte. Außerdem war meine Mutter als Arbeitskraft im Schiesswagen fest eingepplant.

1940 nach der 7. Klasse verließ meine Mutter die Schule, obwohl sie immer vom Lyzeum geträumt hatte. Zum Schulabbruch hatten sicherlich auch die Kriegereignisse, die einen Schulbesuch erschwerten und später sogar unmöglich machten, beigetragen. Und so ist letztendlich kein Schulabschluss erzielt worden.

Mein Vater war der einzige Sohn von vier Kindern. In den Sommermonaten reiste die Familie mit einer Verlosung. Die Kinder gingen jede Woche in eine andere Schule. Nach der Schule musste mein Vater schon als kleiner Junge im elterlichen Geschäft mithelfen.

Die klassische Problemsituation der Schaustellerkinder

Mein Vater erzählte später, sein Schulbesuch sei nach drei oder vier Jahren durch seinen Vater beendet worden. Mein Vater konnte lesen, rechnen, ein bisschen schreiben. Das reichte, so glaubte viele Familien Ende der 20er Jahre, für den Beruf des Schaustellers aus. Für seine Generation mag es auch noch zutreffend gewesen sein.

Aufgrund seiner Kindheitserlebnisse hatte sich mein Vater geschworen, wenn er selbst einmal Kinder haben würden, dass sie „regelmäßig“ zur Schule gehen sollten. Demzufolge gingen mein Bruder und ich nicht auf der Reise zur Schule.

Nach vier Jahren Volksschule, die ich im Winter von meinen Eltern und im Sommer von Pflegeeltern aus besuchte, kam ich in die Realschule der Ursulinen in Hersel bei Bonn.

Margit am 1. Schultag 1959



Nach dreieinhalb Schuljahren holte mich mein Vater zum Saisonbeginn 1965 in Hersel ab. Meine Schulzeit war beendet. Die eigentliche Schulpflicht war erfüllt, aber noch nicht das Ziel der Mittleren Reife erreicht. Ich bekam eine kleine Schwester und wurde zu Hause gebraucht.

Ich bedauerte meinen Schulabbruch und begann einen Mittlere-Reife-Kurs bei einem Hamburger Fern-Lehr-Institut. Aber mit der späteren Heirat brach ich wieder ab.

Wir Kinder mussten wie alle Schaustellerkinder schon früh arbeiten. Die Mädchen halfen im Haushalt, die Jungen beim Aufbau der Geschäfte. Was sicherlich die Schaustellerjugend von anderen Jugendlichen positiv unterscheidet. Von harter oder Schwerstarbeit kann allerdings keine Rede sein.

Mein Vater hatte es auch ohne Schulabschluss in seinem Schaustellerleben sehr weit gebracht, seine Familie gehörte zu den angesehensten im Gewerbe. Er wurde in den 68er Jahren in den Vorsitz des Ambulanten Markt- und Schaustellervereins in Köln gewählt.

Obwohl meine Eltern eine andere Grundeinstellung zur Schule hatten, verhielten sie sich letztendlich genauso wie viele ihrer Berufskollegen. Anzumerken wäre, dass von den wenigen Kindern, die damals in einem Internat waren, einige vorzeitig abbrachen, dagegen einige wenige doch den Schulabschluss mit der Mittleren Reife oder Abitur erreichten. Später arbeiteten fast alle wieder im elterlichen Schaustellerbetrieb.

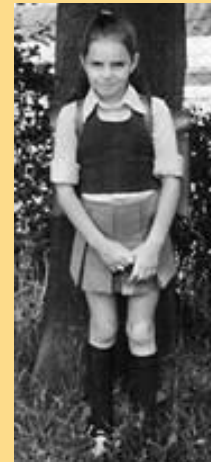


Mein Bruder besuchte zunächst von verschiedenen Pflegefamilien die Volksschule. Mit zehn kam er in das Internat „Sonnenhof“ in Rengsdorf. Aber auch er verließ die Schule vorzeitig und baute bereits mit vierzehn Jahren die elterliche Achterbahn auf und ab.

Hans-Josef am 1. Schultag 1962

Meine Schwester Sabine, 14 Jahre jünger als ich, war die Erste in unserer Familie, die die Schulzeit mit der Mittleren Reife abschloss. Eher selten für unsere Berufsbranche besuchte Sabine auch im Rahmen des Schüleraustauschprogramm Schulen in Brighton und New York. Bemerkenswert ist der Sinneswandel unserer Eltern, dass auf die Arbeitskraft der heranwachsenden Tochter zu Gunsten der Bildung verzichtet wurde.

Sabine am 1. Schultag 1971



Ich heiratete mit 18 Jahren Manfred Ramus. Seine Eltern betrieben mit ihren beiden Kindern ein Kinderkarussell und eine Schiesshalle. Mein Mann war im Winter fest zur Schule gegangen und hatte im Sommer etwa 20 verschiedene Schulen besucht. In der Regel wurde er am ersten Tag begrüßt, dann in die letzte Reihe gesetzt und durfte vielleicht etwas über die Kirmes erzählen. Montags war in den kleinen Dörfern schulfrei, und dienstags wurde sich wieder abgemeldet. Später, erzählte mein Mann, sei er gar nicht mehr hingegangen

Manfred am 1. Schultag 1950

Sein Hobby war Fußballspielen. Er war begabt, spielte im Winter im Verein, stieg auf in die Kreisauswahl als bester Spieler des Erftkreises, und wurde für eine Schulung an der Sportschule Hennef ausgewählt. Daraus ergab sich für ihn eine völlig neue berufliche Perspektive, nämlich die eines Profisportlers.

Als die Saison wieder anfang, beendete seine Mutter abrupt diesen Einstieg in ein anderes Leben. Er hatte ein einziges Spiel gegen England gespielt. Sie hatte für solche „Spirenzchen“ kein Verständnis und meldete ihn ab. Später begegneten wir einmal Wolfgang Overath, mit dem mein Mann das Zimmer in der Sportschule geteilt hatte.

Ich war 19 als wir unseren eigenen Betrieb gründeten. Wir bekamen zwei Kinder und waren beruflich erfolgreich. Dennoch war der Wunsch zu lernen und mich weiterzubilden immer da. Von früher Kindheit an, hatte ich geträumt, Medizin zu studieren. Ich beneidete alle Studenten, setzte die Akademiker auf ein Podest. Ich konnte mir vieles kaufen, nur Wissen kann man nicht kaufen, sondern nur erwerben.

Ich besuchte einen Buchführungs- und Schreibmaschinenkurs, verbesserte meine Englischkenntnisse an der Volkshochschule usw. Ich las viel und war vielseitig interessiert.

Ich überzeugte meinen Mann, dass unsere Kinder eine gute Schulausbildung erhalten sollten.

Als unser Sohn eingeschult wurde, wohnte er bei guten Freunden der Familie. Jedes Wochenende kam er nach Hause.

Peter war ein intelligenter Junge, das Lernen fiel ihm leicht. Er stand immer auf der Sonnenseite des Lebens.

Peter am 1. Schultag 1977



Nach der Grundschule kam er nach Vossenack zu den Franziskanern ins Internat und aufs Gymnasium. Ich war mächtig stolz, obwohl mein Mann mir vorwarf, aus Peter einen Professor machen zu wollen.

Aber schon mit zwölf Jahren vertrat Peter die Meinung seines Vaters, dass ein Schausteller kein Akademiker zu sein brauchte. Lesen, schreiben und rechnen würden ausreichen. Peters Leistungen fielen ab. Am Wochenende kam er nach Hause, saß in der Kasse unseres Karussells, lernte Zugmaschine und Kran fahren. In den Ferien baute er das Karussell mit auf und ab. Durch diese Anforderungen, Lockungen und auch Ablenkungen fiel es immer schwerer, ihn zum Lernen zu bewegen.

Er wechselten vom Gymnasium zur Realschule. Als er 14 Jahre alt war, nahmen wir ihn aus dem Internat. Er ging noch ein Jahr lang in die Hauptschule.

Es war für meinen Sohn kein sozialer Abstieg vom Gymnasium zur Realschule und dann zur Hauptschule wechseln zu müssen, weil das wirklich Wesentliche für ihn als Schaustellerkind war: Zugmaschine fahren, an der Kasse sitzen, eben seinen Mann stehen und auch manchmal schon Chef sein.

Sehr wichtig ist anzumerken, dass Schaustellerkinder noch sehr konservativ erzogen werden. Der Vater ist meist das Oberhaupt der Familie. Es besteht ein starker Familienbund, Kinder sind einerseits früh selbständig, erfüllen eine wichtige Position in der Lebens- und Wirtschaftsgemeinschaft der Familie. Auf der anderen Seite wird sich den Wünschen der Eltern in fast jeder Beziehung untergeordnet - Ausnahmen bestätigen natürlich die Regeln.



Bei unserer Tochter versuchte ich von vorn herein einen Schulabschluss als Pflicht anzustreben.

Yvonne besuchte zunächst bei den Ursulinen die Grundschule und dann sechs Jahre lang das Internat der Salvatorianerinnen in Kerpen-Horrem mit Abschluss der Mittleren Reife.

Yvonne am 1. Schultag 1980



Vivien am 1. Schultag 1998



Peter am 1. Schultag 2000



Sarah am 1. Schultag 2003

Meine Tochter ist inzwischen erwachsen und hat fünf Kinder.



Kelly am 1. Schultag mit Bruder Gino 2012

Abschließend möchte ich sagen, dass ohne Schulausbildung auch unser Berufstand den Anforderungen der Zukunft nicht gerecht werden kann.

Ich beende meine Geschichte mit einem Gedicht von Bertold Brecht.

*Ich habe gehört, ihr wollt nichts lernen.
Daraus entnehme ich: Ihr seid Millionäre.*

*Eure Zukunft ist gesichert — Sie liegt vor euch im Licht.
Eure Eltern haben dafür gesorgt, dass eure Füße an keinen Stein stoßen.
Dann müsst ihr nichts lernen.
So wie ihr seid, könnt ihr bleiben.*

*Sollte es dann doch Schwierigkeiten geben, da doch die Zeiten,
wie ich gehört habe, unsicher sind.
Habt ihr eure Führer, die euch genau sagen,
was zu machen ist damit es euch gut geht.
Sie haben nachgelesen bei denen,
welche die Wahrheiten wissen, die für alle Zeiten Gültigkeit haben.
Welche die Rezepte kennen, die immer helfen.*

*Wo so viele für euch sind, braucht ihr keinen Finger zu rühren.
Freilich, wenn es anders wäre...
Müsstet ihr lernen.*

Bertold Brecht